

## Ein Kind wird geboren

Wir schreiben das Jahr 1945. Der unselige Krieg nähert sich seinem Ende. In den ersten Tagen des neuen Jahres wandert bei Schnee und Eis eine kleine Gruppe, eine hochschwängere Frau, ihr erwachsener Bruder und ihr zwölfjähriger Sohn die vier Kilometer von einer kleinen Siedlung am Rande des Spreewaldes zur nächsten Stadt. Jetzt, kurz vor Mitternacht, wirken die dunklen Straßen der Kleinstadt wie ausgestorben. Es herrscht klirrende Kälte.

Immer wieder zwingen die Wehen die Gruppe zum Halt. Zitternd und stöhnend hält die Frau inne. Ist es die Kälte oder die Aufregung, die die Frau zum Beben bringt? Sie müssen in die Weststraße zu ihren Schwiegereltern. Bis dahin muss sie es unbedingt schaffen. „Lauf schon immer zur Hebamme und benachrichtige sie“, schickt sie ihren Sohn los.

Endlich ist es geschafft. Als die Frau und ihr Bru-

der bei den Schwiegereltern eintreten, lässt wieder eine Wehe die Schwangere vor Schmerzen stöhnen.

„Was is' n“, fragt der Schwiegervater. „Haste die Kneipe“? Doch die Schwiegermutter schiebt ihn zur Seite und ihre Schwiegertochter ins Schlafzimmer. Kaum liegt die junge Frau im Bett, bemüht sich der neue Erdenbürger von selbst in diese Welt. Es ist ein Mädchen. Erleichtert und glücklich hält die junge Frau ihr Baby im Arm, als die Hebamme ins Zimmer tritt.

„Na, so gefällt ihnen das, nicht wahr?“, strahlt sie die Eintretende an. „Nein, ganz und gar nicht.“ Die Hebamme nimmt das Kind und gibt ihm ein paar Klapse auf den Po. Das Kind spuckt, spuckt Schleim, dann kommt der erste Schrei. Nun erst kann das neue Leben beginnen. Wer weiß, was es so alles für den kleinen Neuankömmling bereithält.

*Ingrid Groschke*



## Hansko, hol mir mal Wasser

Alltag im Niederlausitzer Kolkwitz/Golkojce nach dem Zweiten Weltkrieg

HANS-HERMANN SCHNEIDER

### Als wieder Frieden war

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges gestaltete sich das Leben in unseren heimatlichen Dörfern in ähnlicher Art und Weise wie in der Vorkriegszeit und hatte seit der Jahrhundertwende zunächst wenig Veränderung erfahren.

Es gab aber zerstörte Wohnhäuser, Stallungen und Scheunen. Die Unterkunft und die Verpflegung der vielen Ostflüchtlinge waren problematisch, vor allem die Unterbringung in den Wohnräumen der Hausbesitzer.

Mangel gab es vor allem bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln. Wer ein eigenes Stück Acker, Vieh und ein Haus besaß, spürte es nicht so sehr. Viele Männer und Söhne aber waren im sinnlosen Krieg gefallen oder noch in Gefangenschaft und fehlten den Familien als Arbeitskraft und Ernährer. Die Erziehung der Kinder und die Arbeit im Haushalt, Garten, Stall und auf der Wiese und dem Feld lagen in den Händen der Mütter, Großmütter, Großväter und der älteren Kinder. Das Leben war einfach, aber keiner musste Hunger leiden.

Zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln hatten viele noch eine kleine Landwirtschaft. Man bestellte ein Stück gepachtetes Ackerland, um

Kartoffeln, Getreide und Rüben anzubauen. Gras und Heu für die Ziegen, manchmal auch für eine Kuh, kamen von der Wiese. Eine Kuh war in den kleinen Landwirtschaften eher selten zu finden. Geflügel und Kaninchen dagegen wurden auf jedem Hof gehalten. Milch gab es in einem extra Laden und Waren des täglichen Bedarfs bot der Kaufmann an. Oder sie wurden im KONSUM, später im HO-Laden gekauft. Das waren zusätzliche Lebensmittel, Waschmittel, Tabakwaren, Getränke und Spirituosen. Der Einkauf



*Ziegen als Fleisch- und Milchlieferanten*

erfolgte auf Lebensmittelkarten und Bezugsscheinen. Bier brachte wöchentlich der Bierkutscher mit einem von Pferden gezogenen Rollwagen mit den Bierfässern obenauf. Ein Wassereimer voll Braunbier wurde abgefüllt und zu Hause in Flaschen umgefüllt. Viele der Männer, die allmählich wieder heimkehrten, arbeiteten in einem Handwerksbetrieb oder in einer Fabrik in der Stadt. Nach Feierabend wurde das Feld bestellt und eine gute Ernte war der Lohn für die Arbeit. In der Mühle wurde das Getreide gemahlen und dafür bekam man Mehl zum Backen und Schrot für die Tiere. Der Preis für das Mahlen (in Geld) ist mir nicht bekannt. In Preußen bekam der Müller vom Scheffel eine Metze.<sup>1</sup>

### Waschkessel und Backofen

Aus Zuckerrüben wurde im Waschkessel Sirup oder aus Pflaumen Mus gekocht. Da musste stundenlang gerührt werden und anschließend kam der dicke Brei in einen Steintopf, den man mit darüber gegossenem Fett versiegelte.

Im Kessel wurde auch das Warmwasser für das wöchentliche Bad zubereitet, die Kochwäsche kam hinein und der Hausschlachter kochte darin vom Schwein die Wurst, was auch die köstliche Wurstbrühe ergab. Das Fleisch pökelte man ein, Schinken und Speck

1) Ein Scheffel (nso.: kórc) in Preußen = 54,962 Liter, das entspricht bei Roggen etwa 40 Kilogramm, eine Metze (nso.: mērica) = 1/16 Scheffel = 3,44 Liter

kamen als Vorrat in die Räucherammer im Schornstein.

Öfter gab es noch Backöfen, um Brot und Kuchen selber zu backen. Zu feierlichen Anlässen wurden Kuchen und zu Weihnachten Stollen, wir sagten Christbrot, beim Bäcker gebacken. Da warteten die Kunden in der Backstube, bis ihre Kuchen und Brote fertig gebacken waren. Raucher pflanzten auch Tabak an, der nach der Ernte zum Trocknen auf Schnüren an der Südseite der Scheunen und am Stall zum Trocknen aufgehängt wurde.

### Versorgung aus dem Wald

Pilze und Beeren im Wald sammeln war nur mit einem Erlaubnisschein möglich. Manche besaßen ein Stück Wald, aber die meisten rodeten nach Feierabend, ebenfalls mit einem Erlaubnisschein vom Förster, mühevoll im Wald die Stubben.

Im Kastenwagen wurden die Stubben aus dem Wald nach Hause gefahren. Oben auf den Wagen schichtete man noch Kiefernäste, die zu Hause zu Bündchen gebunden wurden und beim



Der Kastenwagen

ABB.: SAMMLUNG HANS-HERMANN SCHNEIDER

Feueranmachen oder schnellen Erwärmen der Stube halfen. Das Spalten der Stubben war schwere körperliche Arbeit. Alles wurde dann mit einer mobilen Kreissäge, die von Hof zu Hof eingesetzt wurde, zersägt, ehe die mit der Axt gespaltenen Holzscheite als Holzschober auf dem Hof aufgeschichtet wurden. Braunkohle und später auch Briketts ergänzten den winterlichen Heizvorrat.

Um die Stube schnell warm zu bekommen, wurde ein Kanonenofen angeheizt, der in kürzester Zeit wohlige Wärme verbreitete. Jeder Küchenofen hatte seitlich eine Wasserwanne, sodass immer warmes Wasser zur Verfügung stand.

Kam der Herbst, wurden vor die Fenster Vorsatzfenster eingehängt und den Zwischenraum am Fensterbrett füllte man mit Moos aus dem Wald aus, um die Kälte fernzuhalten.

### Vom Brunnen bis zum Plumpsklo

Die Wasserversorgung erfolgte durch Brunnen oder Pumpen. Wir mussten bis in die 1960er Jahre das Wasser zum Trinken und Waschen aus dem Hofbrunnen holen.

Erste private Hauswasserversorgungsanlagen wurden etwa ab 1960 errichtet. Sie ersetzen das Brunnen schöpfen oder Pumpen.

Unser Brunnen war fünf Meter tief und eine entsprechende Schöpfvorrichtung war dafür erforderlich. Neben dem Brunnen hing auf einer Stange die von einem Böttcher aus Holzdauben

gefertigte Kanne, die man auf einen Haken an die Schöpfstange hängte und in die Tiefe senkte, drückte sie nach unten, bis sie voll war, und zog sie wieder nach oben. Das ging leicht, weil am Seilende ein Gegengewicht so schwer wie der volle Eimer hing.

Das Wasser wurde in die beiden bereitgestellten Wassereimer gefüllt. Meine Großmutter schaffte diese Arbeit nicht mehr, und ich trug ihr dann das Wasser aus dem Brunnen in die Küche. Wenn ich es vergessen hatte oder sie mehr Wasser verbrauchte, bat sich mich immer: „Hansko, hol mir mal Wasser!“

Der Brunnen diente im Sommer als Kühlschrank. Die Temperatur am Wasserspiegel reichte, um die verderb-



Vorn rechts der Ziehbrunnen ohne Schöpfwerk, hinten das Plumpsklo

ABB.: SAMMLUNG HANS-HERMANN SCHNEIDER